

Analyse

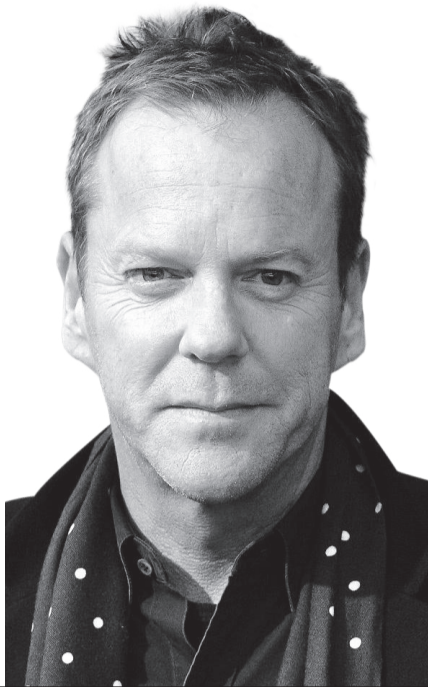
Jack Bauer Der «24»-Held ist zurück - in Amerika ist die neunte Staffel der TV-Actionserie angelaufen. *Von Thomas Widmer*

Monster des Guten

Wie Terror und Terrorangst eine fürchterliche Gegengewalt erzeugen: Das zeigt die TV-Actionserie «24». Nach vier Jahren Unterbruch läuft seit gestern in Amerika auf Fox die neunte Staffel. Man könnte nun den Schauspieler Kiefer Sutherland porträtieren und von seinem berühmten Vater Donald erzählen. Von den Auf und Abs der Karriere des Sohns. Von der Riesenprominenz dank «24». Und vom Kampf gegen den Alkoholismus.

Viel interessanter als Kiefer Sutherland ist aber die Figur, die er in bislang acht Staffeln und 192 Episoden verkörpert hat: Jack Bauer. Hört man den Namen, sieht man einen Mann in einer Tiefgarage, Pistole in der Hand, Kommandos ins Handy bellend. Bauer ist der Spitzenmann der (fiktiven) Antiterrorbehörde CTU in Los Angeles.

Respektive: Bauer war ein CTU-Mann. In der neuen Staffel ist er, nicht zum ersten Mal, ein Ausgestosse-



ner. Ein Flüchtiger vor dem Zugriff der Justiz; er hat wieder einmal sämtliche Regeln missachtet. Doch wieder einmal braucht ihn die Welt. Terroristen planen einen Angriff in London auf den US-Präsidenten. Bauer möchte es verhindern, zuerst aber muss er die Präsidentenschützer dazu bringen, ihm zu glauben. Und Landsleute von der CIA sind ihm dicht auf den Fersen.

Bauer hat sie alle gejagt unter widrigen Umständen, und er hat sie alle erlegt: den Killer, der den Präsidenten töten wollte. Dunkelmänner, die Atombomben, B- und C-Waffen ins Land schmuggelten. Cyberkriminelle, die Amerikas AKW unter ihre Kontrolle brachten. Bauer schlich sich in ein mexikanisches Drogenkartell ein. Er verlor seine Frau, die von einer Terroristin exekutiert wurde. Ohnehin ruinierte er sämtliche Beziehungen und seine Familie, weil immer der Kampf gegen das Böse Vorrang hatte.

Die zweitgrösste Liebe seines Lebens taucht nun wieder auf: Audrey Raines, die Tochter des Präsidenten. Auch sie musste erfahren, dass ihr Jack prinzipiell ein guter Mann ist. Aber eben auch ein Agent fürs Grobe, der jeden foltert, der wichtige Informationen zurückhält. Stets drängt die Zeit und müssen Zigtausende sterben, wenn Bauer nicht eingreift. Menschenrechtler hassen die Filmgestalt wegen ihrer Skrupellosigkeit.

«24» war, als es 2001 startete, aus zwei Gründen bemerkenswert: Einerseits verwandelte es die Furcht oder auch Paranoia der Amerikaner nach den Anschlägen von 9/11 in Adrenalin-Unterhaltung. Bauer ermittelt in Echtzeit, über 24 Stunden zieht sich jede Staffel.

Andererseits elektrisierte die Serie das Medium Fernsehen. Besonders wirkungsvoll war der Trick mit dem Split Screen. Immer wieder teilt sich

der Bildschirm in vier Teile. In jedem Quadranten sieht man eine andere Parallelhandlung: digitaler Bombenzünder im Countdown, händeringender Präsidentenberater, Bösewicht in unterirdischer Zentrale, Bauer beim Ansetzen der Folterelektroden.

Die neue Staffel von «Live Another Day» besteht statt aus 24 nur aus 12 Teilen. Wann das Bauer-Drama, dieser Mix aus Action, Politik, Moral und Amoral, hierzulande auf SRF läuft, ist derzeit unklar. Dass Jack Bauer uns noch einmal überrascht, damit ist nicht zu rechnen. Er kann sich als Monster im Dienste des Guten nicht steigern; er hat schon alles denkbare Schreckliche getan. Sensationell wäre allenfalls, wenn er damit aufhörte.



Trailer
Jack Bauer ist zurück

24.tagesanzeiger.ch

Kolumne **Rudolf Strahm**

Stilles Drama in den Vox-Daten

Der Schock vom 9. Februar über die Masseneinwanderungsinitiative wirkt nach. Die vom Bund finanzierte Vox-Meinungsumfrage sollte eigentlich über die untergründigen Motive der Stimmbewölkerung Klarheit schaffen. Aber bisher hat man sich bloss mit Nebenpunkten auseinandergesetzt; etwa mit der Vergabepraxis des Bundes für diese lukrative Meinungsforschung oder mit der angeblichen, wohl falsch ermittelten Stimmfäulheit der Jungen.

Kaum jemand hat sich der Kleinarbeit unterzogen, die Vox-Resultate selber im Detail zu analysieren. Man verliess sich auf die eigenwillige Interpretation des Genfer Politologieprofessors Pascal Sciarini, der als Studienleiter dieser Vox-Umfrage das Interpretationsmonopol für sich beansprucht. Er las aus den GFS-Umfrageresultaten genau das heraus, was er schon immer «wusste»: dass die Schweiz wertbezogen gespalten sei in weltoffene Bildungsbürger und heimatorientierte Abschottungseidgenossen. Vor der Abstimmung schon hatte er aus dieser Optik den Rauswurf der SVP aus dem Bundesrat angeregt.

Es erforderte von mir einen Spiessrutenlauf, um als Bürger an den 58-seitigen, statistisch-technischen Auswertungsbericht heranzukommen; nur dank alter Beziehungen wurde mir der Zugang ermöglicht. Während eines Jahres sind nämlich die Detaildaten, monopolisiert durch das Schweizer Kompetenzzentrum Sozialwissenschaften (Fors), nur den Sozialwissenschaftlern zugänglich. Die Bundeskanzlei ist gut beraten, diese formale Sperre sofort aufzuheben und die Statistiken im Internet zugänglich zu machen.

50- bis 59-Jährige entscheidend

Ich fragte bei meiner Statistikanalyse nicht nach den ideologisch konstruierten «Werten», sondern nach der Betroffenheit der Abstimmenden. Ein erster Befund: Die Initiative gegen Masseneinwanderung wurde eindeutig durch die 50- bis 59-Jährigen entschieden! Bei dieser Altersgruppe war nämlich die Zustimmung mit 62 Prozent signifikant höher. Bei den zehn Jahre Jüngeren zwischen 40 und 49 Jahren war die Zustimmung nur 44 Prozent, also 18 Prozentpunkte tiefer. Bei den Älteren zwischen 60 und 69 Jahren blieb die Zustimmung auch deutlich tiefer, nämlich bei 48 Prozent, ebenso bei den über 70-Jährigen.

Was ist denn los mit den 50- bis 60-Jährigen, die so krass und signifikant stärker gegen die Einwanderung stimmten als alle andern Altersgrup-

pen? Dem Politologen Sciarini war dies keinen Kommentar wert.

Wer indes den Arbeitsmarkt kennt, wer die Zuschriften und Gespräche ernst nimmt, weiss schon lange: Die Leute über 50 sind die Opfer des Verdrängungseffekts im Arbeitsmarkt und fühlen sich durch die Rekrutierung von jüngeren Fachkräften im Ausland besonders betroffen. Wer über 50 oder 55 Jahre alt ist, wird bei Schwankungen als Erster ausgegliedert und hat es schwer, noch eine feste Anstellung zu finden.

Im Februar 2014 waren allein bei der Arbeitslosenversicherung 27 000 ältere Arbeitslose zwischen 50 und 59 gemeldet, weitere 8000 bei den 60- bis 64-Jährigen; hinzuzuzählen wären die Tausenden von Ausgesteuerten.

Häufig sind es gerade auch Gutqualifizierte, Ingenieure, mittlere Kader, verdiente und erfahrene Mitarbeitende. Sie sind nicht häufiger «Abschottungsbürger» als andere und schon gar nicht SVP-Anhänger; sie haben einfach ihre existenzielle Situation in ihr Stimmverhalten umgesetzt. Am 9. Februar beteiligten sie sich auch überdurchschnittlich häufig an dieser Abstimmung. Dieses stille Drama wird von der Elite schlicht ignoriert. Aber an der Urne fand es seinen Ausdruck. Und es wird weiter andauern, wenn nicht eine Art Inländervorrang bei der Personalrekrutierung zum Tragen kommt.

Das Problem mit den Titeln

Ein zweiter statistischer Befund aus der Vox-Wählerbefragung: Die Absolventen der höheren Berufsbildung stimmten der Initiative mit 63 Prozent überdeutlich zu (in der deutschen Schweiz sind es einige Prozentpunkte mehr) - stärker sogar als die Personen mit einer Berufslehre.

Auch diesen statistischen Ausreisser können sich die Schreibtischgelehrten nicht erklären. Die da zu zwei Dritteln Ja stimmten, sind die mittleren Kader der Wirtschaft, die Meister, Techniker, Poliere, Teamchefs, die Absolventen der Höheren Fachschulen (nicht zu verwechseln mit den Fachhochschulen), der Berufsprüfungen und höheren Fachprüfungen.

Sie sind das Rückgrat der KMU-Wirtschaft. Sie haben teure, langjährige Weiterbildungen hinter sich, sind hoch spezialisiert und können mehr als die zugewanderten Hochschulabsolventen. Aber im Zeichen der Personenfreizügigkeit werden ihnen zu Tausenden Fachleute mit akademischen Titeln, deutsche «Bachelors», «Masters» und

«Doktoren», vor die Nase gesetzt, nur weil in der Schweiz die Titelaquivalenz fehlt. Diese Frage der Titelaufwertung zum «Professional Master» und «Professional Bachelor» der Höheren Berufsbildung schiebt unser entscheidungsschwacher Wirtschafts- und Bildungsminister seit langem vor sich her.

Diese Leute mit höherer Berufsbildung - es sind übrigens zahlenmässig gleich viele wie alle Hochschulabsolventen zusammen - sind nicht xenophob. Sie haben keine «niederen Instinkte», wie ein Philosophieprofessor behauptete. Und sie sind keine Abschottungspatrioten. Sie haben bloss ihre beruflich-existenzielle Erfahrung in der Abstimmung ausgedrückt.

Bundesbern begreift es nicht

Markant und für mich als grundsätzlichen Befürworter der Bilateralen bedenklich ist der Vox-Befund, dass 63 Prozent aller Stimmenden auch in Zukunft bereit wären, die bilateralen Verträge notfalls preiszugeben, sollte sich dies für eine restriktivere Migrationspolitik gegenüber der EU als nötig erweisen.

Man kann das Abstimmungsresultat zusammenfassen mit dem Hilferuf aus der Bevölkerung: «Ich will nicht abgehängt werden!» So drückte sich die Winterthurer SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr nach der Abstimmung aus. Diese zutiefst existenzielle Betroffenheit haben die Europastrategen in Bundesbern nicht begriffen.

Wenn der Bundesrat jemals eine weitere Abstimmung über die Bilateralen gewinnen will, muss er sich vorgängig um die sozialen und arbeitsmarktmässigen Schutzmassnahmen bemühen, um einen Inländervorrang bei der Personalrekrutierung (den ich für wirksamer halte als eine Kontingentslösung) und um eine Aufwertung der schweizerischen Berufstitel. Denn die Personenfreizügigkeit schafft - neben unbestrittenen Vorteilen für die Arbeitgeber - auch existenziell Betroffene, Benachteiligte, Globalisierungsverlierer. In einer plebiszitären Demokratie kann man auf die Dauer die Rechnung nicht ohne sie machen.



Rudolf Strahm

Der ehemalige Nationalrat und Preisüberwacher wechselt sich mit Politgeograf Michael Hermann und mit der Autorin und Schauspielerin Laura de Weck ab.



Die Strassenkämpfe von Brixton, April 1981. Foto: David K. Hoffman (Alamy)

Brixton Die unweigerliche Zähmung eines Londoner Stadtteils. *Von Jean-Martin Büttner*

Weiss auf schwarz

Als er seine Schulfreunde zum Geburtstag einlud, wurde ihm am Küchentisch bewusst, dass alle Kinder ausser ihm schwarz waren. Jahre später hat Paul Simonon, Bassist bei The Clash, einen Song über seine Herkunft geschrieben, den von Armut, Drogen und Gewalt zerrissenen Stadtteil Brixton im Südwesten Londons.

«Guns of Brixton» erschien Ende 1979 und nahm die Strassenschlachten von 1981 vorweg. Der Text wirkte posterhaft in seiner heroischen Anklage. Der Song aber, eine pulsierende, schwer pochende Reggae-Nummer, machte Brixton zum Austragungsort dunkler Kritik an der weissen Staatsgewalt. Dabei war der Stadtteil im 19. Jahrhundert als bürgerliche Gegend erblüht - mit seinen viktorianischen Häusern, der zentralen Lage, dem Anschluss an die Eisenbahn. Im Zweiten Weltkrieg beschädigten deutsche Bomben die Gegend so schwer, dass die Ruinen noch während Jahrzehnten standen und das Quartier an Wert verlor. Mit den Einwanderern zogen Arbeitslosigkeit und Armut ein, aber auch karibische Vitalität, Musik und Strassenmärkte.

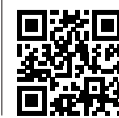
Seit Ende der Neunzigerjahre hat sich Brixton zu einer begehrten

Wohngegend zurückentwickelt, die Unruhen sind abgeebbt, die Gegend wurde sicherer, die Strassen sauber, die Häuser teuer, die armen, baufälligen Strassen seltener. Brixton erhebe es wie Harlem, notierte der schwarze Kolumnist Philip Dayle: Je stärker sein Stadtteil aufgewertet werde, desto mehr verliere er seine Bewohner.

Selbst «Guns of Brixton» wurde nachgeglättet, vor zehn Jahren schon: in einer Lolita-Version von Nouvelle Vague, einer französischen Formation, deren Sängerinnen das Original gar nie gehört hatten. Bei ihnen klingt die Anklage wie eine Verführung.

Die Unruhen der letzten Jahre passierten anderswo, sie gingen in Hackney los, in Stockwell. Dafür wird in Brixton demnächst die umgebaute Raleigh Hall eröffnet, wo das Archiv für schwarze Kultur zur Ausstellung gelangt.

Jean Cocteau hatte recht: Erst hassen sie dich, dann stellen sie dich ins Museum.



Video
The Clash, «Guns of Brixton»

brixton.tagesanzeiger.ch